

Der Todesbaum

Alles begann mit diesem Anruf.

»Hendrik, kannst du dich an den Baum erinnern?«, fragte Ida. Sie rief normalerweise nicht an, schon gar nicht auf dem Festnetz. Meistens schrieben wir uns Nachrichten oder schickten uns Bilder.

»An welchen Baum?«, fragte ich, denn es gab sehr viele Bäume in meinem Gedächtnis, zum Beispiel den Ahorn gegenüber, den Kastanienbaum zwei Hochhäuser weiter, die Vogelbeere, deren Früchte mein kleiner Bruder Eddi mal probiert hatte, um sich besser in Vögel hineinversetzen zu können, und, und, und.

»Da ist schon wieder einer gestorben. Am Todesbaum.«
Jetzt wusste ich, was für einen Baum sie meinte.

Dass ich diesen Baum überhaupt kannte, lag an Idas Geburtstag am 23. Februar. Wir – meine Eltern, Eddi und ich – waren für einen Kurzbesuch ins Allgäu gefahren, um an unserem Haus dort, das wir vermietet hatten, etwas zu reparieren.

Es war sehr kalt gewesen, und deshalb waren Ida und ich an ihrem Geburtstag auf dem Rädlesweiher Schlittschuh gelaufen. Nach Hause gingen wir zu Fuß; es war eine Strecke von etwa drei Kilometern. Weil es schon dämmerte, schlug Ida vor, eine Abkürzung über einen steilen, verschneiten Pfad durch eine kleine Schlucht zu nehmen. Wir stapften durch den fast kniehohen Schnee und waren schnell außer Atem. Schließlich kamen wir zu einer Lichtung, in der mittendrin ein riesiger schwarzer Baum emporragte, eine Fichte.

Fichten gibt es im Allgäu massenweise. Viele stehen im Wald, sind astlos und haben eine schmale Krone. Diese Fichte jedoch war, weil sie allein wachsen durfte, breit, groß und mächtig. Weit streckte sie ihre Äste wie Arme nach allen Seiten aus, und das erste Mal wurde mir bewusst, dass Nadelbäume wirklich rauschten. Die Fichte schien mich mit ihrem Rauschen zu begrüßen, und so streckte auch ich meinen Arm aus, um ihre herabhängenden Zweige zu berühren.

»Geh lieber nicht so nah hin«, sagte Ida damals.

»Sie fällt schon nicht um«, beruhigte ich sie.

»Das meine ich nicht. Aber der Baum hat einen schlechten Ruf. Er bringt den Tod, heißt es.«

Ich sah Ida verständnislos an. Bäume waren keine Mörder. Sie waren die wichtigsten Wesen auf unserem Planeten, denn sie erzeugten Sauerstoff. Sie brachten Leben, niemals den Tod.

Ida, die meinen Blick bemerkte, erwiderte: »Klar, das ist vermutlich Quatsch. Und trotzdem sind hier schon öfter Leute gestorben.«

Sie zeigte auf einen gemauerten Sockel neben der Fichte, eine Art kleines Denkmal. Hinter einem rostigen Eisengitter stand in einer Nische eine grob geschnitzte weibliche Figur mit großen Augen und ausgestreckten Armen. Es war eine junge Frau, eher noch ein Mädchen. Ein mit Flechten und Moos überwuchertes Dach schützte das kleine Bauwerk, das aussah wie der winzige Turm einer winzigen Kirche.

»Ist sie ...?« Ich zeigte auf die Figur. »Ich meine: Ist sie eine von denen, die hier gestorben sind?«

»Keine Ahnung. Das ist ja alles ewig her.«

»Ziemlich scheußlich.« Die ausgestreckten Hände der Figur waren groß und unförmig, fand ich.

»Mir gefällt sie, sie hat traurige Augen«, meinte Ida.

»Der Kopf ist viel zu groß!«

Die Figur war bemalt. Das geschnitzte Mädchen trug ein weißes Kleid und hatte gelbliches Haar. Die Farben waren verblasst, in den Ritzen hatte sich Dreck angesammelt.

Wen Gott liebt, prüft er, las ich. In stillem Gedenken an unsere Gerlinde.

Die Buchstaben waren in eine verwitterte Holztafel geschnitten. Auch in der Schrift war Dreck.

»Gerlinde hieß die Erste, die hier gestorben ist«, erklärte Ida. »Gerlinde Gschwendner. Sie war 16. Manche sagen, es sei Selbstmord gewesen.«

»Uuuh. Und wieso hat sie das getan?« Irgendwie kam mir der Name Gerlinde, der ja heutzutage nicht besonders häufig ist, bekannt vor, aber ich wusste nicht genau, woher.

Ida zuckte mit den Schultern. »Ich glaub, ihr Freund wollte sie verlassen. Aber genau weiß ich es nicht. Das war ja

alles lang vor unserer Geburt. Nicht mal meine Mutter kannte sie richtig; auch sie war noch ein Kind, als das alles passierte.«

»Und wegen dieser Sache sagen alle, der Baum bringt Unglück?«, fragte ich.

»Genau.«

Ich war skeptisch und wollte so etwas sagen wie »Na, typisch!« oder »Oh Mann!«, doch Ida kam mir zuvor.

»Es ist ja noch ein Mädchen hier gestorben.«

»Wer denn?«

»Ach, Tante Hildegard hat mir mal davon erzählt. Das Mädchen hatte einen ganz kurzen Namen ... aber er fällt mir gerade nicht ein. Sie soll beim Baum umgefallen und gleich tot gewesen sein.«

»Einfach so?«

»Mmmh. Das war lang nach der Gerlinde Gschwendner.«

Ida stand eine Weile nachdenklich da und schob ihre Mütze gerade. Dann holte sie ihr Handy heraus und machte ein Foto von der Figur. Auf dem Display sah sie noch missratener aus.

»Oje«, sagte Ida und deutete auf eine Wurzel, die sich unter den Sockel des Denkmals geschoben hatte. »Schau mal, der Baum macht mit seinen Wurzeln den Sockel von dem Marterl kaputt.«

»Wie nennst du das? *Martel*?«

»*Marterl*. Ich ... äh ... weiß kein anderes Wort dafür. Man nennt solche kleinen Bauwerke hier so.«

Das alles hatte mir Ida also an jenem 23. Februar erzählt, als wir die Abkürzung über die kleine Lichtung mit dem »Todesbaum« genommen hatten.

Und jetzt rief Ida an, weil dort wieder jemand gestorben war.

»Auch ein Mädchen?«, fragte ich.

»Nein, ein Mann. Josef Baumgartner hieß der. Er ist übrigens ein Verwandter von Chris.«

»Ach je.« Chris war mein größter Feind im Allgäu. Er war hinterhältig, gemein und völlig verrückt.

»Dieser Josef Baumgartner ist von einem herunterfallenden Ast erschlagen worden«, sagte Ida.

»Oh! War Sturm?«, fragte ich.

»Nein, gar nicht. Der Ast ist einfach so runtergefallen ... Also, natürlich nicht ›einfach so‹. Der Todesbaum hat mal wieder zugeschlagen.«

»Ida!«, rief ich, weil ich nicht so richtig an den Todesbaum glauben wollte. »Jeder Baum verliert mal einen Ast. Es ist zwar absolutes Pech, wenn man gerade dann drunter steht, aber es ist wirklich nur das: Pech.«

»Vielleicht«, sagte Ida, doch es klang wie »ganz sicher nicht«. Sie holte Luft und sagte in einem anderen Tonfall: »Bald kommt ihr! Ich freu mich schon.«

»Na ja«, sagte ich. »Es sind noch knapp zwei Monate bis zu den Ferien. Genauer gesagt 54 Tage.«

Leider trennten Ida und mich zusätzlich noch 400 Kilometer. Ich hatte sie kennengelernt, als wir für ein Dreivierteljahr im Allgäu gelebt hatten, weil mein Vater dort Arbeit gefunden hatte. Jetzt arbeitete er wieder in C., also in Chemnitz, und wir waren mit ihm dorthin zurückgezogen. Unser Haus im Allgäu hatten wir an Bekannte vermietet.

Ida legte auf. Wie gesagt, Ida und ich telefonierten nicht oft, weil da manchmal peinliche Gesprächslücken entstan-

den. Sie rief nur an, wenn etwas wirklich gar nicht mehr anders zu klären war. Und mit dem Baum verhielt es sich offensichtlich so.

Das mit dem Baum war schon damals im Februar seltsam gewesen, schon als ich das erste Mal seinen Stamm berührte. Eigentlich hatte ich Ida beweisen wollen, dass ein Baum kein Unglück bringen konnte, dass es sich um einen ganz normalen Baum handelte.

Der Baum war unten astlos, aber weiter oben standen die Äste, wie bei allein stehenden Fichten üblich, in günstigen Kletterabständen. Aus irgendeinem Grund wollte ich plötzlich hinauf, obwohl mir kalt war und obwohl ich wusste, dass Ida dagegen sein würde. Ich fragte also nicht lang, sondern sprang nach oben, sodass ich den untersten Ast zu fassen bekam, und zog mich daran hoch, bis ich darauf sitzen konnte.

»Hendrik, was machst du da?«, fragte Ida. Sie klang ein bisschen ungeduldig. Wir waren ja hier, um abzukürzen, nicht um noch länger zu brauchen.

»Ich klettere nur mal schnell ein Stück hoch.« Im Nu war ich auf fünf Metern Höhe.

»Ich seh dich gar nicht mehr!«, rief Ida.

Ich sah sie auch nicht. Es war ja inzwischen dunkel und die dicht stehenden Äste nahmen mir jegliche Sicht. Rasch war ich noch zwei Meter höher gestiegen. Jetzt hörte ich das Rauschen lauter. Der Baum schwankte leicht.

»Hendrik!« Idas Stimme klang leise.

Ich stieg einen Ast höher. Nur noch ein ganz kleines Stück, dachte ich und stieg weiter. Plötzlich spaltete sich

der Stamm. Statt eines Stammes hatte er plötzlich zwei. Ich wählte den linken Stamm – er schien mir leichter zu besteigen – und konnte jetzt von oben in den Spalt hineinsehen.

Es gibt ja viele Sorten von Spalten, tödliche Felsspalten oder gefährliche Gletscherspalten zum Beispiel. Spalten sind selten gut. Auch der Spalt in unserem neuen Sofa war eher gemein. Ständig verschwanden darin Nagelscheren, Geodreiecke oder Fernbedienungen. Dinge oder Lebewesen, die in Spalten verschwinden, werden selten gefunden. Spalten haben die gruselige Eigenschaft, dass sie nach unten immer enger werden, und die allergruseligste Stelle in einem Spalt ist die, an der die beiden Teile, die durch den Spalt getrennt sind, endgültig zusammenkommen. Sie ist fremd, finster und eng, aber auch von einer geheimnisvollen Anziehungskraft.

»Hendrik!«, rief Ida. Ihre Stimme klang noch leiser. Dafür war das Baumrauschen lauter.

»Der Baum teilt sich hier oben!«, rief ich nach unten.

»Waaas?«

Ich wiederholte meine Worte lauter, doch Ida verstand es immer noch nicht. Wieso verstand ich sie, aber sie mich nicht?

Da sah ich tief im Spalt die Buchstaben. *G + H*. Sie mussten schon vor längerer Zeit hineingeritzt worden sein, denn die Buchstaben waren sehr dick und wulstig vernarbt. *G* wie Gerlinde, dachte ich und streckte kurz meine Hand aus, um die Narbenwülste mit dem Finger zu berühren.

In dem Moment knarrte der Baum; vor Schreck rutschte ich von dem Ast ab, auf dem ich stand. Weil ich mich mit beiden Händen festhielt, passierte nicht viel, doch jetzt hat-

te ich es eilig, nach unten zu kommen, auch weil das Schwanken und Rauschen immer stärker wurden. An den letzten Ästen hangelte ich mich wie ein Affe hinab. Dabei schlug ich mir die Innenseite meines linken Knies am Baum an.

»Autsch!«, rief ich. Ich hatte sehr viel Schwung gehabt und sprang jetzt auf den Boden, der unter der Fichte fast frei von Schnee war. Ich hielt mir mein Knie.

»Gott sei Dank bist du wieder da«, sagte Ida. »Was ist?«

»Hab mich angehauen.«

»Schlimm?«

»Nein, geht schon.« Ich richtete mich auf. Mein Knie tat ziemlich weh. Ich war mir sicher, dass ich unter der Hose ein bisschen blutete. Meine Hände waren klebrig vom Harz. Ich sah durch die Äste nach oben. Von unten konnte man nicht erkennen, dass sich der Baum teilte.

»Gehen wir jetzt endlich weiter?«, fragte Ida.

»Ja«, sagte ich zögernd. »Gehen wir.«

Das hatte ich gesagt, damals im Februar, und seit der Begegnung mit dem »Todesbaum« hatte sich mein Leben irgendwie geändert.

Nicht direkt äußerlich, aber in meinem Kopf. Auf geheimnisvolle Weise hatte ich ein ungeheures Wissen über Bäume angesammelt. Manches schien ich einfach so zu wissen, denn ich konnte mich nicht erinnern, die Wörter *Akrotonie*, *Monopodium* oder *Xylem* irgendwo gelesen zu haben.

Ich kannte nicht nur die Wörter, sondern auch deren Bedeutung, was ich fast noch unheimlicher fand. *Akrotonie* zum Beispiel bedeutet, dass Blattknospen an den Spitzen

der Triebe besser versorgt werden als andere, näher am Stamm gelegene, was das Höhenwachstum eines Baumes fördert.

Ja, so etwas wusste ich plötzlich.

Aber wieso?

Ach!

Idas Anruf hatte mich ziemlich beunruhigt.

Dabei bin ich im Grunde ein sehr rationaler Mensch.

So was wie »Todesbäume« gab es nicht, fertig. Bäume sind durchweg gute Lebewesen: Sie bannen den überschüssigen Kohlenstoff und sind damit das einzige natürliche Mittel gegen den Klimawandel – außer Energie sparen. Bäume sind Helden, es gibt sie fast überall, Nadelbäume seit etwa 270 Millionen, Laubbäume seit 100 Millionen Jahren.

Trotzdem musste ich den ganzen Tag über den Anruf nachdenken, bis etwas Eigenartiges geschah. Ich traue mich kaum, es zu erzählen. Eines Nachmittags hockte ich am Küchenfenster neben der Kresse und schaute hinaus, da sagte auf einmal jemand zu mir: »Ach.«

Es kann sein, dass auch »Dach« oder »Krach« gesagt wurde, irgendetwas mit a-c-h hinten, und es hätte keinesfalls ein anderes Geräusch sein können, etwa der Deckel einer zufallenden Metalltonne oder ein durch einen Blechtrichter verstärkter Furz. Nichts dergleichen. Ich war mir nämlich ganz sicher: Die Kresse hatte »Ach« zu mir gesagt.

Ich nahm das natürlich nicht ernst. Niemand würde so

etwas ernst nehmen, denn es ist ja absolut unwahrscheinlich, dass vor drei Tagen gekeimte Kresse zu einem spricht. Damit meine ich nicht, dass das eine Frage des Kressealters ist. Ich glaube, selbst drei Wochen oder drei Monate alte Kresse würde nicht zu einem Menschen sprechen.

Was dann geschah, kann ich genauso wenig erklären. Alles schien auf einmal langsamer und zäher zu gehen. Dazu kam, dass ich plötzlich keine Lust mehr hatte, mich zu bewegen.

Erst dachte ich, ich sei krank, aber ich hatte weder Fieber noch Kopfschmerzen, nicht mal Gliederschmerzen, obwohl mir meine Beine wie die einer ungelenkten Marionette vorkamen.

Eine Erkältung war es also nicht, auch wenn das die beste Erklärung gewesen wäre. Eigenartigerweise war ich trotzdem kein bisschen verblüfft und geriet auch nicht in Panik, sondern nahm meinen Zustand einfach so hin.

Ich konnte mich nur sehr schwer aufraffen, irgendwohin zu gehen, etwa zur Schule oder ins Judotraining oder zu Gitarre. Ich hockte am liebsten nur im Zimmer. Andere hocken zwar auch in ihren Zimmern herum, aber sie zocken wenigstens oder chillen. Ich tat keins von beidem. Zwei Wochen beobachtete ich mein Verhalten, dann fragte ich meine Eltern, die sich auch schon über mich wunderten. Doch diese Gespräche verliefen höchst unbefriedigend, etwa so:

Ich: »Was macht man, wenn man sich kaum aufraffen kann, irgendwohin zu gehen?«

»Wohin denn?«, fragte mein Vater.

»In die Schule.« Ich wusste sofort, dass das ein ganz schlechtes Beispiel war.

»Das ist normal, würde ich sagen«, antwortete er natürlich.

Ich probierte es anders. »Und zum Judo?«

»Hm«, sagte mein Vater, »das würde ich als leichte Faulheit bezeichnen. Lösung: Ignorieren.«

»Ich ignoriere es schon.«

»Tja, dann würde ich sagen: Pubertät.«

Daraufhin fragte ich lieber nicht weiter.

Mama war sogar noch schlimmer. Sie fragte: »Nicht zum Judo? Wirst du da etwa gemobbt?«

»Nein, gar nicht.«

»Aber warum gehst du nicht gern hin? Ist Kampfsport doch nicht das Richtige?«

»Doch, doch. Kampfsport ist super.«

»Hendrik, wenn man gemobbt wird, muss man darüber reden.«

»Ich werde nicht gemobbt.«

»So vehement, wie du widersprichst, bezweifle ich das. Du bist mit diesem Marvin ein bisschen zerstritten, nicht wahr?«

»Ja, aber nicht sehr. Es ist egal.«

»Und dein Trainer hat dich nicht für den Wettkampf aufgestellt.«

»Ja, weil ich bei dem anderen mitmache; sie brauchen mich für diesen Mannschaftswettkampf nicht unbedingt.«

»Siehst du? Sie brauchen dich nicht. Das verletzt dich.«

»Nein, überhaupt gar nicht. Es ist sogar gut. Ich werde für den anderen, für mich wichtigeren Wettkampf, geschont.«

»Das sagst du dir so, aber es kränkt dich. Wahrscheinlich

steckt doch Marvin dahinter. Darf er auf diesen Wettkampf mit?»

»Ja.«

»Siehst du?»

Ich sah gar nichts. Ich wurde nicht gemobbt; Marvin war mir egal und mein Trainer war freundlich und fair. Alles war gut.

Nach den nutzlosen Gesprächen mit meinen Eltern wollte ich mit meinem Bruder Eddi, dem Meister für unerklärliche Probleme, über Idas Anruf, die Kresse, die Baumgedanken und meine Lähmung reden. Aber er mochte mir nicht zuhören. Immer wenn ich damit begann, sagte er: »Du, ich muss noch zu Eric ... Du, ich muss noch Hausaufgaben machen ... Du, ich muss ...« Komisch, was der kleine Eddi plötzlich alles musste, sobald ich mit dem Thema anfang.

Irgendwann gab ich es dann auf, mit jemandem über meine merkwürdige Schlappeheit reden zu wollen. Vielleicht hatte ich mich auch einfach dran gewöhnt.

Die 54 Tage seit Idas Anruf waren im Schneckentempo vergangen. Meine Lähmung hatte ich verborgen, so gut es ging.

In der Schule interessierte mich nur noch ein einziges Fach und das war Bio. Gegen Ende des Schuljahres hielt ich freiwillig ein Referat über Gehölzpflanzen und quälte meine Mitschüler eine Stunde lang mit Begriffen wie *Quirlknospe*, *Senkerwurzelssystem*, *Kambium* und *Splintholz*.

Die Kresse hatte übrigens nicht mehr mit mir gesprochen.

Und jetzt war es so weit. Die Sommerferien hatten begonnen, wir packten die Rucksäcke und Mama brachte uns

zum Bahnhof. Meine Eltern wollten uns in zwei Wochen im Allgäu abholen, danach wollten wir in die Berge fahren, zum Wandern.

Davor graute mir schon, aber irgendwie graute mir auch vor der Reise ins Allgäu. Dabei hatte ich mich auf alles gefreut: darauf, mit Eddi allein Zug zu fahren, darauf, in unserer neu ausgebauten Wohnung zwei Wochen ohne Eltern hausen zu dürfen, ich freute mich sogar darauf, Monique, Marleen und Bodo wiederzusehen. Monique war Eddis Freundin. Bis vor einem halben Jahr hatte sie mit ihrer Mutter Marleen im Nachbarhochhaus in C. gelebt. Während unseres letzten Abenteuers im Allgäu hatte Marleen zufällig Bodo kennengelernt und sie hatten geheiratet. Jetzt wohnten die drei in unserem Haus zur Miete. Oben unterm Dach hatten sich unsere Eltern eine kleine Ferienwohnung ausgebaut.

Wie gesagt, ich hatte mich gefreut, vor allem auf Ida. Aber Ida würde meine eigenartige Lähmung sofort bemerken – im Gegensatz zu meinen dickfelligen Eltern, denen es schon reichte, wenn ich ein gutes Zeugnis hatte und nicht zockte wie all die anderen Jungs.

Ich wollte aber nicht, dass Ida diese Veränderung bemerkte, denn Ida mochte keine Lahmärsche, da war ich mir ganz sicher.

Aber eine Hoffnung hatte ich, denn vielleicht würde meine Lähmung verschwinden, wenn ich dort war. Vielleicht war sie ja nur eine Form von Liebeskummer oder Sehnsucht nach Ida. Doch tief in mir drin wusste ich, dass es das nicht war. Ich wusste, dass bald etwas Unangenehmes passieren würde, und davor fürchtete ich mich.

Hänsel und Gretel

Auf unserer Reise mussten wir mehrmals umsteigen. Eddi hatte seine ganzen Brote gleich zu Anfang aufgegessen, jetzt wühlte er im Rucksack nach etwas Essbarem.

»Du kannst was von mir haben«, sagte ich großzügig.

»Echt?«, fragte Eddi und entnahm meiner Brotbüchse sofort ein belegtes Brötchen. Er klappte es auf und betrachtete den Belag.

»Mmmh, lecker! Mit Kresse!« Er biss hinein.

»Mit Kresse?«, fragte ich. Seit die Kresse zu mir gesprochen hatte, hatte ich keine mehr gegessen.

»Ja, mmh, voll lecker«, sagte Eddi mampfend.

»Wieso hat Mama da Kresse draufgetan?«, fragte ich.

»Wieso nicht?«

»Weil ich keine Kresse esse.«

»Echt nicht? Seit wann denn das?«

»Schon immer!«, fuhr ich Eddi heftiger als gewollt an.

»Aber an Idas Geburtstag, da hast du Kresse gegessen.«

»An Idas Geburtstag? ... Wann denn da und woher weißt du das überhaupt?«

»Am Abend. Da hat Mama Kresse auf den Salat getan und es hat dir geschmeckt. Ich weiß das ganz genau.«

»Ja, dann weißt du das eben ... Aber ...« Mir fiel einfach keine Erklärung für mein Kressedilemma ein, was mich wütend machte.

Eddi hörte auf zu kauen: »Hey, Hendrik. Ich wusste halt nicht, dass du keine Kresse magst ... ich dachte, du ...«

»Ich mag sie ja«, sagte ich.

»Warum isst du sie dann nicht?«

»Weil ... ich sie eben nicht essen mag. Ich glaube«, jetzt fiel mir eine Erklärung ein, »ich vertrage sie nicht.«

»Echt jetzt? Hab ich ja noch nie gehört.«

»Das ist wie mit Knoblauch«, sagte ich. »Knoblauch ist auch gesund, aber manche Leute vertragen ihn nicht, denn er wirkt blutdrucksenkend. So ist das bei mir mit der Kresse. Wenn ich sie esse, falle ich in Ohnmacht.«

»Echt jetzt? Ich hab dich noch nie ohnmächtig gesehen.«

»Weil ich ja keine Kresse esse.« Ich schloss die Augen.

Ungefähr von dieser Art waren alle unsere Unterhaltungen auf der Zugfahrt. Ich konnte mir selbst kaum zuhören, und je näher wir unserem Ziel kamen, desto träger, lahmer und niedergeschlagener wurde ich.

Der *Regionalexpress*, der letzte Zug auf unserer Reise, war ziemlich voll. Eine Menge Touristen, die mit schweren Koffern zu den berühmten Königsschlössern unterwegs waren, stiegen ein. Schließlich stolperten in letzter Sekunde noch ein paar Jugendliche in den Zug und setzten sich direkt neben uns auf die Längsbänke vorne im Abteil. Sie drängten uns regelrecht in die Ecke, waren laut und aufgekratzt, vor allem ein Mädchen.

Dieses Mädchen war sehr groß, etwas mollig und hatte zwei auf komplizierte Weise geflochtene Zöpfe. Außerdem trug sie eine auffällige knallgelbe Jacke.

Ich hatte diesmal unsere Rucksäcke nicht auf die Gepäckablage gehoben; es war kein Platz. Als sich das Mädchen neben mich setzen wollte, schob sie meinen Rucksack mit dem Fuß ein Stück beiseite, dann ließ sie sich auf den Sitz fallen. Auf ihre andere Seite setzte sich ein Junge, der

etwa in Eddis Alter war. Das Mädchen mit den Zöpfen schätzte ich auf sechzehn, sie hatte sich die Lippen knallrot angemalt.

»Ich hasse mein Leben!«, sagte sie theatralisch. Nach einer Kunstpause begann sie den anderen wortreich Details einer *Netflix*-Serie zu erzählen. »Leute, ich hasse mein Leben«, schloss sie.

Das ganze Abteil konnte das hören und einen Augenblick war es still im Zug. Dann stand der Junge, der neben ihr saß, auf und sagte: »Ich muss aufs Klo.«

Ich sah ihn an. Er hatte dieselben rostbraunen Augen und das gleiche Handymodell wie dieses Mädchen. Daraus schloss ich, dass die beiden Bruder und Schwester waren.

»Dort«, sagte ich und zeigte auf die Wand, an der Eddi lehnte.

»Ach, und du bist hier wohl der Fremdenführer?«, fragte mich das Mädchen. »Dann kannst du das sicher auch auf Japanisch sagen, hähä, für unsere Touris aus Japan, die da.« Sie deutete auf ein Grüppchen japanisch aussehender Reisender. Sie hatten alle bonbonfarbene Koffer und trugen bonbonfarbene Poloshirts.

»*Sayonnara!*«, rief sie den Leuten zu; die lächelten höflich.

»Äh ...«, sagte ich, weil ich der Unterhaltung nicht gewachsen war.

Doch Eddi unterbrach mich, winkte den Touristen zu und rief: »*Ni hao!*«

Dann sagte er zu uns: »Das heißt ›Hallo‹ auf Chinesisch, denn das sind gar keine Japaner, sondern Chinesen.«

Er verfügte über ein unglaubliches Sprachtalent und konnte sich alles merken, was er mal irgendwo gehört hatte.

»Sssuppper, dass ich das jetzt weiß«, sagte das Mädchen.

Ihr kleiner Bruder war inzwischen im Klo verschwunden. Dort blieb er ziemlich lang. Das fiel sogar seiner Schwester auf, und schließlich schlug sie an die Toilettentür und rief: »Hans, bist du ins Klo gefallen?«

Hans, dachte ich. Wer heißt heutzutage Hans, doch es kam noch besser.

»Grete!«, hörte ich aus dem Klo. »Ich krieg die Tür nicht auf!«

»Ich hasse mein Leben«, sagte daraufhin Grete und antwortete in Richtung Klo: »Du musst ja auch linksrum drehen, nicht rechtsrum. Immer von der Türöffnung weg.«

Das war der erste vernünftige Satz von Grete gewesen, bisher. Man hörte nun die Türverriegelung klacken. Dann ging die Klotür auf und Hans kehrte mit leicht verstörtem Blick auf seinen Sitz zurück. Allerdings vergaß er, die Klotür zuzumachen, und ein übler Gestank drang heraus.

»Tür zu!«, blaffte Grete. »Und nenn mich nicht Grete. Ich bin Grace, wie du weißt.«

Weil Eddi der Tür am nächsten saß, schloss er sie, woraufhin Grete-Grace sich an ihn wandte: »Hab ich nicht zu dir gesagt.«

Dann verdrehte sie die Augen und seufzte: »Hans, was hast du gegessen? Das stinkt ja sooo ekelhaft.«

Hans antwortete nicht darauf.

Etwa eine Minute sagte niemand was, dann fing Grete wieder an: »Es ist so krass, ich versteh das echt nicht, er muss ja immer so was von kacken ...«

»Hähä«, sagte ein anderer Junge »Wie ich, wenn meine Mutter wieder Grünkern macht ...«

»Stopp, Mann! Details aus deiner Ernährung müssen hier echt nicht alle kennen.«

»Die Touris verstehen das eh nicht, hähä.«

»Na ja, hast recht, Alter, aber weißt du, ich wär froh, wenn mir meine Mutter was kochen würde, aber die ... ach, da ist dein Grünkernproblem so was von harmlos dagegen. Und Hansi kackt eben dauernd, hat so eine Art Dauerdurchfall, hm, ist aber auch praktisch, da wird er nicht fett wie ich. Oh, ich hasse mein Leben.«

Ich lehnte mich zurück. Das Leben dieser Grete deprimierte mich jetzt selber zutiefst und ich hätte gern nicht mehr zugehört. Doch das ging nicht. Wenigstens redete sie jetzt nur noch über Filme oder Serien, die sie guckte, nicht mehr über ihren Bruder, Grünkern oder Kacke.

Gegen sieben erreichten wir endlich den kleinen Bahnhof der Kreisstadt, wo uns Bodo abholen wollte. Wir stiegen aus; Grete und ihr Bruder verschwanden im Nirgendwo. Obwohl es Abend war, war es immer noch heiß. Ich roch an meinem verschwitzten T-Shirt. Na ja, ging noch, und Ida würde ich erst morgen sehen.

Auf dem Bahnsteig standen Bodo und Monique. Eddi rannte los.

Monique und Eddi begrüßten sich wie immer: Sie hüpfen voreinander wie Gummibälle auf und ab, dann gaben sie sich ein wenig steif die Hand, und Monique sagte noch steifer: »Ich hoffe, ihr hattet eine gute Reise.«

»Ja, sehr angenehm, ich hoffe, ihr auch«, antwortete Eddi.

»Wir hatten es nicht weit«, sagte Bodo und nahm Eddi den Rucksack ab, mir nicht. »Sind ja bloß zehn Kilometer.«